

Zeitschrift:	Thurgauer Beiträge zur Geschichte
Herausgeber:	Historischer Verein des Kantons Thurgau
Band:	146 (2009)
Artikel:	Johann Conrad Freyenmuth (1775-1843) und seine Tagebücher
Autor:	Soland, Rolf
Kapitel:	16: Schlussbetrachtung
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-585078

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

16 Schlussbetrachtung

«Ich bin kein ausgeklügelt Buch, ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.» – Das berühmt gewordene Motto, das Conrad Ferdinand Meyer seinem «Ulrich von Hutten» vorangestellt hat, trifft wohl auf jeden Menschen zu. Keiner lässt sich auf einen *einzig*en Nenner bringen, in jedem steckt Verschiedenes, in manchem vielleicht Verborgenes, das kaum je an die Oberfläche dringt und sich der eigenen und fremden Wahrnehmung entzieht.

Wir fragten eingangs nach den Lebenswelten, die Johann Conrad Freyenmuth über den angeborenen Charakter hinaus geprägt haben. Wir fanden zunächst die idyllische und etwas rückständige bäuerliche Welt des Dorfes, in der jeder in seinen Stand hineingeboren wurde, darin verharrete und dabei mehr oder weniger sein Auskommen fand. Die Armen, indem man ihnen Almosen, an Feiertagen das Ährenbrot und nach der Ernte mit dem Ährenlesen die Gelegenheit zum Sammeln der liegen gebliebenen Feldfrüchte gab. Es war eine eng begrenzte Welt, in der sich nur entfalten konnte, wer zur Oberschicht gehörte. Es war aber auch die Welt einer festgefügten Ordnung, die Sicherheit vermittelte.

Schicksalsschläge wurden als Geissel Gottes – den Frommen zur Mahnung und zur Strafe der Bösen – hingenommen. Die zweitletzte Hungersnot von 1770/71 war noch im kollektiven Gedächtnis, als Johann Conrad Freyenmuth 1775 geboren wurde. Während seiner Kindheit erlebte er Überschwemmungen, bei denen der Aspibach und die Thur über die Ufer traten und die Felder verwüsteten. Die Straßen waren teilweise Kotwege, weder in der Landwirtschaft noch beim Gewerbe gab es technische Fortschritte, es schien, als würde die Zeit still stehen. Das waren die Schatten über jener idyllischen Welt, in der Johann Conrad Freyenmuth eine insgesamt glückliche Kindheit verbrachte. Die Eltern lehrten ihn die Sekundärtugenden, die sie für lebenswichtig hielten: Sparsamkeit, Fleiss, Disziplin und Genügsamkeit. Damit sollte sich der zweitgeborene Sohn – der ältere

erbte den Hof – in der Welt, die ihm offen stand, behaupten.

Zunächst schlug er die medizinische Richtung ein. Er musste sich vom Elternhaus lösen und verlor den Vater – zwei traumatische Ereignisse, die seine Chirurgenlehre in Hüntwangen überschatteten. Es war eine düstere Zeit des Verloren- und Verlassenseins, die ihn – zum ersten, aber nicht zum letzten Mal – am Leben verzweifeln liess. Gleichzeitig sah er in der Gegend von Eglisau die Not der verschuldeten Bauern. Dass die Verschuldung nach 1798 auch im Thurgau zunahm, erfüllte ihn später mit Sorge, die Frage, was man dagegen tun könne, wurde zu einem Kernthema, das ihn nicht mehr losliess. Die Lösungen, die er 1830 veröffentlichte, reichten im Ansatz in jene vorrevolutionäre Welt zurück, die ihn in Wigoltingen geprägt hatte.

Grossen Eindruck machte ihm der Studienaufenthalt in Paris, der mit der letzten Phase der Französischen Revolution zusammenfiel. Nach dem vorangegangenen Chaos waren Ruhe und Ordnung angesagt. General Bonaparte zögerte nicht, im Auftrag des Direktoriums mit Kanonen auf Aufständische zu schiessen. Die Abkehr von der Revolution entsprach Freyenmuths Sicherheits- und Ordnungsdenken. Noch hatte er kein statliches Eigentum zu verteidigen, aber er wollte in Ruhe studieren und die Grossstadt, die ihm imponierte, ohne aufrührerische Begleiterscheinungen erkunden. Auch aus diesen Gründen hat er die Herrschaft des Direktoriums und den Aufstieg Napoleons begrüsst. Erst nachdem der Imperator ganz Europa in Brand gesteckt hatte, wandte sich Freyenmuth von ihm ab.

Nach seiner Rückkehr in die Schweiz erlebte er die helvetische Revolution. Er war begeistert, dass sie dem Thurgau die Freiheit brachte. Doch er hatte kein Verständnis für jene, die im Freiheitsrausch Lehensbriefe zerrissen und die Autorität grundsätzlich in Frage stellten. Die Erfahrung, dass Revolutionen – ob im Kleinen oder Grossen – die Massen entfesseln und

zu Aufruhr und Gewalt führen können, bestimmt fortan sein Denken. Demnach sind politische Änderungen zwar nicht grundsätzlich ausgeschlossen, aber sie haben massvoll und von oben zu erfolgen. Pressefreiheit und Volkssovereinheit stand Freyemuth äußerst skeptisch gegenüber. Für ihn waren sie im Hinblick auf den tiefen Bildungsstand des Volkes Hirngespinste. So aufklärerisch er als Landwirtschaftsspionier im Geist des Physiokratismus wirkte, so reaktionär waren seine politischen Vorstellungen, in denen die Sicherheit des von den Massen bedrohten Eigentums im Vordergrund stand. Deshalb betrachtete er auch die neu entstehende Schicht des Proletariats mit starkem Misstrauen.

Zunächst sah es bei Freyemuth nicht nach einer politischen Karriere aus. Er wurde Arzt und wollte Unternehmer werden. Erst das Scheitern als Dampfbleiche-Industrieller, bei dem ihm offensichtlich die fehlende Menschenkenntnis im Verkehr mit dem fragwürdigen Maschinenlieferanten zum Verhängnis wurde, verwies ihn auf die Laufbahn im Staatsdienst. Somit lässt sich die interessante Frage, ob er ein sozialer Unternehmer geworden wäre, nicht beantworten. Generell interessierte er sich mehr für die technische als für die sozialpolitische Seite des industriellen Wandels. Die Zukunft des Thurgaus lag für ihn ohnehin nicht in einer forcierten Industrialisierung, sondern in der Modernisierung der Landwirtschaft.

Aus diesem Grund kaufte er ein Stück sumpfiges Land in der Nähe von Wellhausen. Mit enormem Fleiss und nie erlahmender Ausdauer machte er aus dem Römerhof ein Mustergut. Er erprobte neue Geräte, unternahm Experimente und entwickelte neue Anbauverfahren. Doch die dabei gewonnenen Erkenntnisse blieben meist auf den kleinen Kreis jener beschränkt, die sich Neuerungen leisten konnten. Dennoch gebührt Johann Conrad Freyemuth der Titel eines Pioniers. Seine Stärke lag in der praktischen Tätigkeit, in der Landwirtschaft und im Straßenbau.

Das Straßenbaugeschäft wurde zu seinem wichtigsten Ressort im Kleinen Rat. Es war ihm buchstäblich auf den Leib geschnitten. Er identifizierte sich derart stark damit, dass man ohne Übertreibung von einer Obsession sprechen kann. Ob er im In- oder Ausland unterwegs war – immer reiste er mit dem «Röhrenblick» des Straßen- und Brückenbauers, der die Breite von befahrenen Straßen vermass, das verwendete Material und die Linienführung prüfte. Dass er all diese Details im Tagebuch unermüdlich und stereotyp festhielt, macht dessen Lektüre für weniger Interessierte über weite Strecken zu einer öden Sache.

Freyemuth kümmerte sich persönlich um die Grienbeschaffung, um die Einhaltung der Abstände zwischen den Pfählen beim Brückenbau und beim Wuhren, um die Beschaffung von möglichst wohlfeilem Most für die eingesetzten Häftlinge usw., doch er unterliess es, die Auswirkungen seiner Tätigkeit auf die Bevölkerung zu prüfen. Die Frage der Akzeptanz stellte sich für ihn schon deshalb nicht, weil er zu wissen glaubte, was für das Volk gut sei. Gerade der Straßenbau war aber ein Nährboden für Konflikte, die sich unter anderem auf die Linienführung und auf Enteignungsfragen bezogen. Da Freyemuth von einer festen inneren Überzeugung ausging, liess er sich in keiner Weise beirren und machte sich deshalb Feinde. Mit seiner unsensiblen Vorgehensweise – er wisse «einzugreifen», sagte er selber – vermehrte er die sich da und dort regende Unzufriedenheit über die Zustände der Restauration, die – gemessen an den Errungenschaften der Helvetik – im Grunde eine anachronistische Erscheinung war.

Contre coeur hat Freyemuth das Ende der Restauration befördert, und zwar in dreifacher Hinsicht: Erstens mit dem Straßenbau, zweitens mit seiner rigiden Sparpolitik und drittens mit seiner unglücklichen Hypothekenschrift. – Mit seiner Spartendenz hat er grössere Fortschritte in der Bildungs- und Gesundheitspolitik verhindert. Gerade die Missstände

im Schulwesen wurden von liberaler Seite völlig zu recht angeprangert. Ausgesprochen tragisch wirkte sich Freyenmuths «Thesaurierungspolitik» zur Zeit der Hungersnot von 1816/17 aus. Während Leute Hungers starben, erzielte der Kanton, der zu wenig gegen die Not unternahm, Überschüsse! Die in Wigoltingen verinnerlichten Sekundärtugenden wirkten sich hier verheerend aus. Hinter der Zurückhaltung der kantonalen Behörden stand die Überzeugung, mit einer ausgedehnteren staatlichen Unterstützung fördere man das Parasitentum, zu dem die Armen ohnedies neigten.

Mit der grossen politischen Wirkung von Freyenmuths rückwärts gewandter, in einem eigenen Kapitel ausführlich besprochenen Hypothekenschrift hatte es folgende Bewandtnis: Die Restauration war von Anfang an ein Gebilde auf tönernen Füssen. 1830 war sie reif für den Untergang. Die Restaurationsstützen gaben – auch aus Einsicht – Schritt für Schritt nach, so dass der liberale Ansturm eigentlich nichts Heldenhaftes an sich hatte. Den Liberalen fehlte ein fassbares Feindbild. Mit seinen illiberalen Vorschlägen der Kreditbeschränkung wurde Freyenmuth zu einer geeigneten negativen Projektionsfläche. Als fleissiger Fachmann war er trotz verbreiteter Unzufriedenheit mit dem Strassenbau und dem Abgabewesen immer noch angesehen. Nun stürzte er, als stockfinsterer Aristokrat hingestellt, gleichsam vom Sockel. Die persönliche Kränkung, die ihm in der liberalen Presse widerfuhr, die beleidigenden Gerüchte, die über ihn in Umlauf gesetzt wurden, verletzten ihn tief.

Die zurück bleibenden Ressentiments verstärkten seine ohnehin schon vorhandene Abneigung gegen die Volkssouveränität und die Pressefreiheit, die es den Liberalen erlaubte, das Volk aufzuhetzen, wie Freyenmuth glaubte. Er spricht im Tagebuch von der verheerenden Wirkung der Pressefreiheit «auf ein ungebildetes Volk». Nach seiner düsteren Analyse, die sich an den chaotischen Phasen der Französischen

– im Kleinen auch der helvetischen – Revolution orientierte, drohten im Thurgau Aufruhr und Gewalt, alles bisher Erreichte schien in den revolutionären Abgrund zu sinken.

Tatsächlich gab es im Gefolge der Umwälzung aufsehenerregende, lärmige Volksversammlungen, Unregelmässigkeiten bei der Entrichtung von Abgaben und Verweigerung von Frondienstleistungen im Strassenbau. Insgesamt aber war die Regeneration eine erstaunlich friedliche Umwälzung, in der sich Bornhauser mit seinem Charisma nicht nur als genialer Propagandist, sondern auch als besonnener Politiker erwies, der in kritischen Situationen mässigend auf die Volksmassen einwirkte.

Dennoch blieb Freyenmuth – jetzt und später – bei seinem von A bis Z negativen Urteil über die Erneuerung und prognostizierte dem Thurgau eine düstere Zukunft. Hatten die Liberalen vordem die Verfassung von 1814 als «ein in seinen Grundsätzen krummes, lahmes, schielendes, engherziges und in der organischen Entwicklung verschlungenes, verkrüppeltes Machwerk»¹ bezeichnet, war es nun Freyenmuth, der im Hinblick auf die neue Verfassung genauso negativ urteilte. Volkssouveränität, Pressefreiheit, konsequenter Gewaltentrennung, Petitionsrecht, Handels- und Gewerbefreiheit, das allgemeine Wahlrecht – lauter Neuerungen, die von den Liberalen zurecht als grosse Errungenschaft gefeiert wurden –, lehnte er innerlich ab, da es dem Volk, wie er fand, bisher nicht an Freiheit fehlte. Kurz – Freyenmuth und die neue Zeit: zwei unvereinbare Welten mit unterschiedlichem Regierungsverständnis: Hier das in die Zukunftweisende demokratische Prinzip, dort die rückwärts gerichtete, väterlich-bevormundende Haltung im Stil des aufgeklärten Absolutismus.

Dabei kann man Freyenmuth nicht etwa vorwerfen, er sei in der Restauration völlig unkritisch

1 Zit. nach: Soland, Eder, S. 40.

gewesen. Im Gegenteil! Seine kritischen Tagebucheinträge haben gelegentlich ausgesprochen sympathische Züge. Zum Beispiel, wenn er nach dem Beschluss des Grossen Rates, die Landammänner künftig porträtieren zu lassen, festhält, er lehne jeden Personenkult ab, und wenn der Grosse Rat den Kleinen Rat mit Lob überschütte, sei das nicht viel mehr als interessengebundene Schmeichelei: «Die gestern im Grossen Rat angehörten Schmeicheleien und das Ruhmreden hat [haben] mich in der Tat etwas beleidigt: da wahrlich, wenn man unsere Administration genau untersucht, eben gewiss nicht viel zum Rühmen aufgefunden werden wird. Wir haben keinen ausgezeichneten Kopf, der durch besondere Geistesstärke und besondere ausgezeichnete Einsicht etwas Aussergewöhnliches bereits geleistet hat, noch im Fall ist, zu leisten –: die meisten unserer Verordnungen und Gesetze halten kaum eine scharfe Kritik aus –: und mit [der] Handhabung der Gesetze geht es bekanntlich sehr schlecht: viele im Tagblatt seit 14 und mehr Jahren stehende Gesetze wurden nie in Vollziehung gesetzt, jahrelang lässt man Streitigkeiten zum Schaden der Parteien unerörtert: in den Gemeindeverwaltungen herrscht in vielen Gemeinden die grösste Unordnung: und mit den Handänderungsgebühren ist man seit bald 20 Jahren nicht ins Reine gekommen – und ungefähr so steht es in allen Verwaltungszweigen.»²

Diese bemerkenswerte Kritik verfasste Freyemuth vor der Verunglimpfung durch die Liberalen. Es ist so, wie wir oben sagten: Es gab keine Versöhnungsbrücke zu den Regenerationsmännern. Umso weniger vermag man zu begreifen, dass Freyemuth bis zu seinem Tod 1843 im Amt blieb. Dass er im Mai 1831 nach Anderwert und Morell wieder in den Kleinen Rat gewählt wurde, ist weniger erstaunlich. Die Männer von 1830/31 glaubten, auf seine immense Verwaltungserfahrung angewiesen zu sein. Als Mitglied des Kleinen Rates, dem in der neuen Verfassung die Flügel gestutzt wurden, würde Freyemuth künf-

tig weder im Strassenbau noch in anderen Belangen schalten und walten können wie früher.

Freyenmuths Motive, weiter zu machen, sind ganz unspektakulär und liegen jenseits jener uneignenützigen Aufopferung, die Albert Schoop in schönfärberischer Tendenz geltend macht:³ Nachdem sich Freyemuth jahrelang im Dienste des Staates verzehrt hatte, glaubte er nun, er dürfe auch einmal an die eigenen materiellen und ausseramtlichen Interessen denken. Ins Gewicht fielen dabei die günstige Mietwohnung im Schloss und der Römerhof, von dem er glaubte, er müsste ihn nach seinem Rücktritt infolge Wegzugs aufgeben. Diese äusseren Umstände waren es, wie er im Tagebuch selber einräumt, die ihn zum Bleiben bewogen.

Es war ein schlechter Entscheid, mit dem er sich einem verhängnisvollen Zermürbungsprozess aussetzte. An dessen Ende steht sein peinliches Versagen als Staatskassier. Zu gross war die Diskrepanz zwischen dem nach aussen bekundeten Willen «warmer Anteilnahme» am politischen Verlauf und dem inneren Verdruss über den Gang der Dinge. Auf Dauer liess sich der «Spagat» nicht durchhalten, zumal die körperlichen und geistigen Kräfte schwanden. Da half es auch nichts, wenn Freyemuth nach zwei Jahren als Regierungsrat zurücktrat und das neu geschaffene Amt des Staatskassiers übernahm. Im Gegenteil: Er war ja davon überzeugt, die Abkehr von seiner Thesaurierungspolitik führe den Kanton in den Ruin. Als Staatskassier hatte er diese unheilvolle Perspektive ständig vor Augen. Er muss sich wie in einem Boot vorgekommen sein, das ohne Gegensteuer auf einen Katarakt zutreibt. Er konnte nichts machen, denn er sass nicht – mehr – am Steuer. Und er wollte nichts sagen, da er sich vorgenommen hatte, nicht mehr «einzugreifen», selbst dann nicht, wenn alles zum Teufel ginge.

2 StATG 8'602'15, 2/10: Tb, 10.1.1823.

3 Vgl. Schoop, Geschichte, Bd. 1, S. 79.

In seinem Verdruss liess sich Freyenmuth zur Tagbuch-Aussage hinreissen, wenn schon alles zu grunde gehe, komme es auf dies oder jenes auch nicht an. – Das waren keine guten Prämissen zur sorgfältigen Führung der Staatsrechnung und der verschiedenen Kassen. Wen wundert es, dass ihm am Ende alles durcheinander lief – vielleicht sogar die Grenze zwischen dem, was dem Staat und dem, was ihm selber zustand?

Die Frage der persönlichen Bereicherung muss angesichts der uns zur Verfügung stehenden Quellen und Fakten offen bleiben. Bei Heinrich Freyenmuth, der die Kassen nach Johann Conrads Tod als Staatskassier weiter führte, lässt sie sich eindeutig bejahen. Es waren die kriminellen Machenschaften dieses Vetters, die zu einer langwierigen Untersuchung führten an deren Ende Folgendes feststand:

1. Johann Conrad Freyenmuths Buchhaltung war – mindestens in den letzten sechzehn Monaten seiner Amtsführung – unordentlich und unprofessionell, was später die exakte Prüfung erschwerte, ja beinahe unmöglich machte.
2. Es kam eine Reihe nicht verbuchter Einnahmen zum Vorschein. Die Untersuchungsorgane sprechen von einem «persönlichen Defizit» Johann Conrad Freyenmuths, was besagen soll, dieser sei für den Fehlbetrag persönlich haftbar.
3. Diese fehlende Summe war nachweislich derart beträchtlich, dass sich der Kanton Thurgau mehr als zehn Jahre nach Johann Conrad Freyenmuths Tod entschloss, seine Erben wenigstens teilweise zu belangen.
4. Es stellte sich heraus, dass Johann Conrad Freyenmuth seinen ersten Sekretär Heinrich Freyenmuth in ungesetzlicher Weise mit Aufgaben betraut hatte, deren Erledigung allein dem Staatskassier oblag.

Das Ganze, auch die Auseinandersetzung des Kantons mit den Erben, war letztlich eine wüste Geschichte, deren Bewältigung teilweise groteske Züge annahm. Diese betrifft Johann Conrad Freyenmuth nur noch indirekt, auf die beiden Schwiegersöhne Kern und Kesselring wirft sie kein besonders günstiges Licht.

Johann Conrad Freyenmuths Versagen als Staatskassier verdunkelt sein Bild. Dabei fanden wir nicht erst in dieser Zeit seines Wirkens dunkle Flecken oder mindestens Fragezeichen. Das Fehlen eines Gesamtplans im Strassenbau, die fragwürdigen Mittel, mit denen dieser zum Teil betrieben wurde, das Karren mit der milden Hand während der Hungersnot von 1816/17 und die starre und einseitige politische Haltung im Alter gehören dazu.

Freyenmuth war ein Fatalist und Schwarzseher mit einer ausgeprägt depressiven Seite, deren Auswirkungen über das hinaus gingen, was in beinahe jedem Leben an Verstimmungszuständen zu finden ist. Selbst die anrührende Liebesgeschichte, die wir entdeckten und die sich von den spärlichen Tagebuchnotizen über das Familienleben abhebt, lässt das Dunkle und Abgründige seines Wesens erahnen. Wir haben weitere Beispiele gefunden, in denen der andere, sonst eher verborgene Freyenmuth aufscheint. Ansonsten wird er – man mag es drehen, wie man will – menschlich nicht recht fassbar, auch nicht in seinen überaus detaillierten Reisebeschreibungen. Nur ausnahmsweise löst er sich darin, etwas aufblühend, vom Sachbezogenen, von seinem manchmal etwas platt wirkenden Utilitarismus, nach dem die Strassen – *cum grano salis* gesagt – da sind, um von den Menschen begangen und befahren zu werden, weshalb der «Herr der Strassen» vor, während und nach ihrer Entstehung tunlichst alles möglichst detailliert aufzuschreiben habe.

Eine ganz bestimmte, auf das Praktische gerichtete, das Menschliche eher überdeckende Sachlichkeit hat schon Heinrich Hirzel bei Freyenmuth festge-

stellt: «Nicht als ob unsere Verbindung eine eigentliche Herzensfreundschaft gewesen sei. [...] Freundliches Plaudern und Herzensiessungen lagen nicht in seiner Art; seine Unterhaltungen mit mir bezogen sich immer auf allgemeine Interessen, auf Landesangelegenheiten und gemeinnützige Unternehmungen, Statistik und Landwirtschaft, mitunter auch auf psychologische und religiöse Fragen, alles in dem praktischen Geiste aufgefasst, der seine Anschauungsweise absolut beherrschte.»⁴

Eines kann man mit Sicherheit sagen: Freyemuth, der Schwarzseher, hatte wenig Selbstvertrauen. Wenn er in etwas vorgerückterem Alter feststellt, er scheide aus dieser Welt in der Gewissheit, nicht umsonst gelebt zu haben, wirkt es, als wolle er sich selber bestätigen, woran er innerlich zweifelte. Überheblichkeit und Selbstüberschätzung waren ihm fremd, Selbstzweifel führten dazu, das eigene Licht eher unter den Scheffel zu stellen. So notierte er 1824 in einer Ausserung über den idealen Beamten: «Ein Beamter, sonderheitlich auf höheren Stellen: sollte ein gutes Temperament und eine gute Gesundheit haben sowie Beharrlichkeit in Verfolgung der vorgesetzten Zwecke: er sollte sich durch Schwierigkeit[en] und Hindernisse aller Art nicht stören lassen und bei allen Angelegenheit[en] nicht in grossen Affekt geraten –: dies fehlt mir im Ganzen: ich greife gern ernsthaft an, bei zu vielem, lang andauernden Widerstand ermatte ich und lasse verdrösslich die Sache fahren: mein launisches Wesen und die beständigen Störungen in der Geistestätigkeit disponiert mich überdem gar sehr dazu –: ich bedauere es sehr, dass meine Tätigkeit und Wirksamkeit deswegen sehr beschränkt wird und ich sehr viel aus Mangel an Beharrlichkeit, die aus einer schwachen Gesundheit hervorgeht, unbeendet lasse.»⁵

Solche Bekenntnisse ehren Freyemuth. Das Fragmentarische seines Wirkens, das er erwähnt, hatte allerdings auch mit der Myriade von Aufgaben zu tun, die er sich grösstenteils selber auferlegte.

Auch wenn man die verästelten Bereiche des Strassenbaus, des Finanzwesens und der theoretischen und praktischen Landwirtschaft samt der Verschuldungsproblematik weglässt, ist die Vielzahl bearbeiteter Gebiete noch immer erdrückend: Heilkunde, Botanik, industrielle Entwicklung (Dampfbleiche, Walzmühle), Versicherungswesen (Brandassekuranz), Bankenwesen (Ersparniskasse der Gemeinnützigen Gesellschaft), Geologie, das Anlegen von Pegeln an Bodensee und Rhein, Münz-, Mass- und Gewichtswesen, Statistik, Kulturförderung (Lesegesellschaft Frauenfeld), Magnetismus, Elektrizität, Trigonometrie, barometrische Höhenmessung, Algebra, Architektur, Nationalökonomie und – dies vor allem – Meteorologie.

Diese unglaubliche Vielseitigkeit hat nichts mit Genialität zu tun. Sie ging fast zwangsläufig mit einer gewissen Oberflächlichkeit einher. Weniger kann mehr sein, nämlich dann, wenn die Qualität auf Kosten der Quantität gewinnt. Mit enormem Fleiss bearbeitete Freyemuth nebeneinander unterschiedlichste Gebiete und Gegenstände. Doch letztlich strebt alles irgendwie auseinander. Es ergänzt sich nicht zum konzentrischen Wissen und Darstellen, weder im Tagebuch noch in den veröffentlichten Schriften und Aufsätzen. So gilt denn auch für Johann Conrad Freyemuth jener «Merkspruch» von Arno Holz: «'Genie ist Fleiss'. / Gewiss. Ich weiss. / Doch trotzdem: Nie / ist Fleiss Genie!»⁶

Kehren wir zu unserem Ausgangspunkt zurück!
– Wir wissen nicht, was an Freyemuths Charakter angeboren war und was durch Erziehung und besondere Ereignisse erworben wurde. In Wigoltingen erlebte er als Sohn wohlhabender Eltern eine weitgehend intakte bäuerliche Welt. Dieser ist er treu

4 Hirzel, Rückblick, S. 75–76.

5 StATG 8'602'15, 2/11: Tb, 20.7.1824.

6 Der neue Büchmann, Geflügelte Worte. 43., neu bearbeitete Auflage, München 2007, S. 218.

geblieben. In ihr wurzelt aber auch seine soziale und politische Enge, die sich in der Regeneration in einer manchmal geradezu erschreckenden Starrköpfigkeit zeigte. – Angeborenes *und* Geprägtes bilden den *Charakter* eines Menschen, seine *Natur*. Goethe sagt: «So musst du sein, dir kannst du nicht entfliehen.»

